

# Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	9
<b>Einleitung</b> .....	11
<b>1 Forschungsansatz und Theorie</b> .....	19
1.1 Die wohlfahrtsstaatliche Konstruktion von Armut in der Moderne	20
<b>1.1.1 Armut und Unterstützungsbeziehungen</b> .....	21
1.1.2 Der moderne Wohlfahrtsstaat als „Schicksalsmacht“ .....	23
1.1.3 Die Liberalisierung des Wohlfahrtsstaats .....	25
1.1.4 Das liberale Großbritannien als Untersuchungsraum .....	27
1.1.5 Fazit .....	28
1.2 Perspektiven auf Armut – eine Rekonstruktion von Forschungszugängen .....	29
1.2.1 Einkommensungleichheit und Lebenslagenansatz .....	29
1.2.2 Armut als Exklusion .....	35
1.2.3 Armut und Underclass .....	41
1.2.4 Armut und Eigensinn .....	45
1.3 Armut und Lebenswelt .....	51
1.3.1 Lebensweltanalyse des Alltags von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen .....	53
1.3.2 Armut als Kollektiverfahrung .....	57
1.3.3 Fazit .....	60
1.4 Forschungsethik im Umgang mit Personen in Mangel- und Ausschlusslagen .....	61
<b>2 Beschreibung des methodischen Vorgehens</b> .....	65
2.1 Sample und Feldzugang .....	66
2.2 Erhebung: Narratives Einzelinterview und Gruppendiskussion .....	70
2.3 Auswertung: Hermeneutische Sequenzanalyse .....	73

<b>3</b>	<b>Armut und Zeit</b> .....	77
3.1	Normallebenslauf, autobiographische Selbstidentifizierung und Erfahrungshaltung .....	79
3.2	Sozialisation und Gegenwartsorientierung .....	82
3.2.1	Biographische Schließung und die Wahrnehmung einer ausgedehnten Gegenwart .....	84
3.2.2	Biographische Verengung .....	88
3.2.3	Kontrast: Eigenverantwortung und Zukunftsorientierung .....	93
3.2.4	Fazit .....	97
3.3	Erwerbsbiographische Brüche und Stillstand .....	98
3.3.1	Biographischer Dynamikverlust und Wahrnehmung einer Sackgasse .....	100
3.3.2	Biographischer Abbruch und Langeweile .....	104
	Exkurs zur konsumbezogenen Erfahrung von alltäglicher Langeweile ...	107
3.3.3	Biographischer Abstieg und die Wahrnehmung ausgebremst zu werden .....	109
3.3.4	Kontrast: Handlungsoptimismus trotz biographischen Bruchs .....	112
3.3.5	Fazit .....	116
3.4	Diskussion .....	117
<b>4</b>	<b>Armut und Raum</b> .....	120
4.1	Raum als gesellschaftliche Struktur .....	123
4.2	Raumsynthesen von Armut: Council Estates .....	127
4.2.1	„Council Estate“ als stigmatisierender Topos .....	128
4.2.2	Selbstbechtigung und räumliches Verhaftetsein .....	130
4.2.3	Kontrast: Distanzierung und räumlicher Aufbruch .....	134
4.2.4	Fazit .....	138
4.3	Re-Platzierungen: Wohnungslosigkeit und Auffangunterkünfte ...	138
4.3.1	Zwangsräumung und räumliche Desintegration .....	140
4.3.2	Der Kampf um Verortung: Fluide Räumlichkeiten in der Wohnungslosigkeit .....	142
4.3.3	Kontrast: Schutz- und Transiträume .....	147
4.3.4	Fazit .....	152
4.4	Diskussion .....	153

<b>5</b>	<b>Der soziale Blick auf Armut</b> .....	156
5.1	Eine Frage der Ehre: Erfahrungen in der Kernfamilie .....	158
5.1.1	Fürsorge und Beschränkungen .....	161
5.1.2	Durchbringen und Versorgen .....	163
5.1.3	Managen und Tradieren .....	166
5.1.4	Involvierte Vaterschaft und die Krise des Ernährermodells .....	170
5.1.5	Fazit .....	175
5.2	Die Verhandlung von Würde: Erfahrungen in Einrichtungen der Bedürftigkeitsfürsorge .....	177
5.2.1	Machtlosigkeit und Degradation .....	178
5.2.2	Nüchternheit und Moralisierung .....	180
5.2.3	JobCentre vs. Akteure des Dritten Sektors .....	185
5.2.4	Würde und Anerkennung .....	187
5.2.5	Fazit .....	189
5.3	Diskriminierung und Othering: Erfahrungen mit „Zeitgenossen“ .	191
5.3.1	Stigmatisierung und Rechtfertigung .....	192
5.3.2	Selbstbezeichnung und Furcht .....	196
5.3.3	Anklagen und Appellieren .....	200
5.3.4	Fazit .....	203
5.4	Diskussion .....	204
<b>6</b>	<b>Die Erfahrung von Armut: Theoretisches Fazit der Ergebnisse</b>	206
6.1	Die Zeitlichkeit der Armut .....	206
6.2	Die Räumlichkeit der Armut .....	207
6.3	Die soziale Struktur der Armut .....	208
6.4	Lebenswelttheoretische Reflexion: Reformulierung des Armutsbegriffs .....	209
6.5	Machttheoretische Reflexion: Armut im Kontext der Erwerbsgesellschaft .....	213
6.6	Milieutheoretische Reflexion: Kollektivierung oder Vereinzelung durch Armut? .....	217
6.7	Reflexion zur Reichweite des Samples .....	221
6.8	Reflexion für die Praxis: Die Bedeutung von Hilfe in Armut .....	223
	<b>Literatur- und Quellenverzeichnis</b> .....	226

## Einleitung

Die Idee für dieses Buch entstand in Hilfseinrichtungen für Bedürftige in Großbritannien. Bei den Feldbesuchen an diesen Orten wurde augenfällig, dass sich der Alltag der Personen, die man dort antrifft, durch mehr auszeichnet als durch die Abwesenheit von Erwerbsarbeit und ökonomischem Kapital. Sie besuchen JobCentres und Arbeitsvermittlungen und bekommen dort gesagt, was sie zu tun und zu lassen haben. Sie sind alkohol- und drogenabhängig und machen die Erfahrung, dass sie selbst und ihr soziales Umfeld daran zugrunde gehen. Sie suchen Essensausgaben und Suppenküchen auf, um ihre Familie durchzubringen, und landen in Auffangunterkünften oder auf der Straße. Durch diese Erfahrungen entwickeln sie Gefühle der Scham und der Kränkung. Sie wissen, dass sie nicht Teil der Erwerbs- und Konsumwelt sind, und verzweifeln daran. Gleichzeitig sehen sie oft keinen Ausweg aus dieser Lage. Sie sind frustriert, demotiviert und vor allem mit dem tagtäglichen Über-die-Runden-Kommen beschäftigt. Meine These für das vorliegende Buch ist, dass man sich diesen Erfahrungsgehalten zuwenden muss, um Armut als soziale Tatsache adäquat nachzuvollziehen.

In der Soziologie und Sozialforschung wurden unterschiedliche Erklärungen unternommen und Fokussierungen getätigt, um dem Charakter von Armut auf die Spur zu kommen. Besonders Exklusions- und Unterschichtdiagnosen hatten Konjunktur, zumal im Zusammenhang mit einer arbeitsmarktpolitisch begünstigten Ausweitung der „Zone der Prekarität“ (Brinkmann et al. 2006, S. 15) sowie dem Entstehen einer neuen Klasse der „working poor“ (Ehrenreich 2001; Strengmann-Kuhn 2003). So intuitiv eingängig und auch instruktiv diese Beobachtungen und Diagnosen sind, irritiert an ihnen aber ein Aspekt besonders: Sie alle entwerfen Armut ausgehend von einer als selbstverständlich genommenen Erwerbs-, Konsum- und Wohlstandsnormalität. Armut stellt dann immer einen Verlust, einen Mangel und eine Abweichung dar. Sie wird zur Nachtseite der Gesellschaft, zu etwas, das nicht zu ihr gehört. Eine analytisch offene Haltung dem Gegenstand gegenüber wird so zumindest erschwert. Dazu kommt, dass die Armutsdebatte durch den Hinweis auf ökonomische Verluste und Abstürze der sogenannten Mittelschicht (oder von Teilen von ihr; Nightingale 2016) entscheidend verengt wird. Tatsächliche Armutsschicksale und die Erfahrungswelten, in die sie eingelagert sind, geraten aus dem Blick. Ludwig-Mayerhofer (2009) hielt diesbezüglich fest:

Aber ist heute nicht umgekehrt, zumindest was die Forschung angeht, zu konstatieren, dass die ‚Zone der Prekarität‘ so weit gezogen wird, ihre Gefährdungen so drastisch ausgemalt werden, dass die wirklich am Rande Stehenden manchmal aus den Augen verloren werden? Könnte es nicht sein, dass zunehmend die Sorgen einer sich gefährdet sehenden Mittelschicht den Diskurs (und allmählich die Politik) bestimmen, und einmal

mehr die Probleme jener, die ihre Sorgen nicht einmal artikulieren können, unberücksichtigt bleiben? (Ludwig-Mayerhofer 2009, S. 16)

In diesem Buch entwickle ich deshalb eine lebensweltliche Perspektive, die sich mit Personen, die Erfahrungen saturierter, abgesicherter Lebensverhältnisse womöglich nie oder nur in sehr begrenztem Maße gemacht haben, aus nächster Nähe befasst. Dabei stelle ich die Frage, was ihre Lebenssituation für sie auszeichnet. Mit welchen Problemen sind sie konfrontiert, wie erklären sie sich diese und wie reagieren sie darauf? Beim Beantworten dieser Fragen wird klar, dass Armut nicht nur ökonomische Möglichkeiten und Teilhabeaspekte betrifft. Vielmehr ist immer auch der soziale Status des Einzelnen betroffen, da Armut zentral mit dem Entzug sozialer Anerkennung einhergeht. Auf diese Weise soziologisiert, wird deutlich, dass Armut keine Abweichung von der Gesellschaft darstellt, sondern mitten in der Gesellschaft konstituiert wird.

Wichtig für diese Analyse ist der übergreifende gesellschaftliche Kontext. So steht Großbritannien prototypisch für einen Typ des Wohlfahrtskapitalismus, durch den die Verantwortung für individuelles Wohlergehen privatisiert und ehemals wohlstandssichernde Sozialsysteme abgebaut wurden. Eingebettet sind diese Veränderungen in wirtschafts- und sozialpolitische Großtrends, die einer „neoliberal“ überformten Sozialpolitik international den Weg ebneten und die soziale Absicherung des Einzelnen nachhaltig veränderten (Harvey 2007). Ökonomischer Mangel und die fehlende Teilhabe am Erwerbsleben werden der persönlichen Verantwortung zugeschrieben bzw. mit charakterlich-moralischen Verfehlungen in Verbindung gebracht.

In meinen Analysen bleibe ich jedoch nicht bei diesen gesellschaftstheoretischen Diagnosen stehen, sondern buchstabiere empirisch anhand von Interviewmaterial aus, wie sich die wohlfahrtsstaatlichen Rahmenbedingungen in den Alltag der Befragten übersetzen. Das heißt, um ein umfassendes Verständnis von Armut zu erzielen, zeige ich mikrosoziologisch auf, wie gesellschaftliche Strukturen in der Lebenspraxis einzelner Personen wirkmächtig werden und sich dort als *Erfahrung von Armut* niederschlagen. Dabei bin ich darum bemüht, das Leben in Armut – diese Gefahr besteht bei dem Thema – nicht einfach voyeuristisch zu skandalisieren, oder die betreffenden Personen bemitleidend allein zu Opfern gesellschaftlicher Umstände zu machen. Vielmehr fokussiere ich darauf, dass Armut sich durch spezifische lebenspraktische und erfahrungsmäßige Eigenheiten bzw. durch einen spezifischen „Eigensinn“ (Dörre 2015, S. 229) auszeichnet, wodurch die „Positivität“ (Lewis 1966a, S. xliii) von Armut analytisch zum Tragen kommt. Das hat nicht zum Ziel, mitunter katastrophale Lebensumstände schön zu reden. Oft genug wird deutlich werden, dass sich durch ökonomischen Mangel, Ausschluss und Missachtung die Lebensqualität der Befragten maßgeblich verschlechtert. Gleichzeitig geht es unter künstlicher Ausklammerung von Alltagsmoral darum zu zeigen, dass Armut eine Lebenspraxis darstellt, die subjektive Erfahrungsweisen und

Weltbezüge, aber auch Bearbeitungs- und Coping-Strategien sowie (mitunter) alternative Selbstwirksamkeits- und Anerkennungsräume hervorbringt.

Der Punkt ist also, dass Personen in Armut sich sehr bewusst mit ihrer Lebenslage befassen, diese reflektieren und darauf bezogen handeln – wodurch sie sich in einer Lebensrealität befinden, die sich nicht allein negativ erschließen lässt. Vielmehr muss den subjektiven Brechungen objektiver Lebensumstände Rechnung getragen werden, um so auch den spezifischen „Sinn“ zu erkunden, den Armut, für die macht, die sie am eigenen Leib erfahren. Diese Hinwendung zu den subjektiven Erfahrungsweisen, die Armut auszeichnen, verlangt wiederum differenziert vorzugehen. So übersetzen sich Mangel und Ausschluss für die einzelnen Personen in jeweils eigene Handlungsprobleme und in biographisch spezifische Erfahrungskontexte. Armut als Lebenspraxis, die mit subjektivem Sinnsetzungen einhergeht, ist deshalb weitaus vielschichtiger, als man es zunächst annehmen würde:

[D]ie Lebensumstände in einem New Yorker Slum unterscheiden sich deutlich von denen armer allein erziehender Mütter in Schweden. Die Armutserfahrungen unterscheiden sich nicht nur zwischen verschiedenen Staaten, Ländern oder Regionen, sondern auch innerhalb der Gesellschaften. Armut von chronisch Kranken und Behinderten ist etwas anderes als Altersarmut oder Armut von Personen mit niedrigem Arbeitseinkommen oder von Obdachlosen. (Groenemeyer und Ratzka 2012, S. 421)

Diese Überlegungen werde ich insofern in meiner Analyse gerecht, als ich mithilfe einer *sozialphänomenologischen Herangehensweise* eine abstrahierende Interpretation der Erfahrungen, die Personen in Mangel- und Ausschlusslagen machen, in *zeitlicher, räumlicher* und *sozialer* Hinsicht unternehme. So erweitere ich die soziologische Diskussion über Armut um ein Analyseschema, das Armutphänomene anhand menschlicher Erfahrungskategorien zu analysieren und die verschiedenen Aspekte von Armut zu systematisieren vermag. Zudem lässt sich Armut so als multimodale Erfahrungspraxis entwerfen, die einen eigenen, auf spezifischen Strukturvoraussetzungen, aber auch auf subjektiven Orientierungen und Umgangstrategien gründenden lebensweltlichen Zugang hervorbringt. Die Lebenswelt aus dieser Perspektive detailliert in ihren verschiedenen Dimensionen abzubilden ist Inhalt dieses Buches.

Das heißt allerdings nicht, dass sich mein Ansatz allein darin erschöpft, Armut als je individuelles Schicksal zu entwerfen. Stattdessen werden immer wieder vermittelt über die Lebensweltanalyse Fragen hinsichtlich gesellschaftlicher Machtkonstellationen aufgegriffen und diskutiert. Dazu kommt die Frage, ob und inwieweit Mangel- und Ausschlusslagen (und deren lebensweltliche Bearbeitung) kollektivierende Effekte zeitigen. Insgesamt wird so deutlich, dass das Analyseschema hilft, ausgehend von individuellen Alltagserfahrungen der Akteure umfassendere gesellschaftstheoretische Fragen in den Blick zu nehmen.

Um diese Punkte genauer zu beleuchten, gehe ich folgendermaßen vor: Im *ersten Kapitel* stelle ich ausführlich meinen Forschungszugang vor, wobei ich detailliert auf den Wohlfahrtsstaat und seine Liberalisierung als historisch-konkrete Kontextbedingungen für die Konstitution von Armut in ‚westlichen‘ Industrienationen eingehe. Darin begründe ich auch, weshalb sich Großbritannien besonders für die Untersuchung dieses Zusammenhangs eignet. Daran anschließend befrage ich etablierte Studien und Zugänge der soziologischen Armutsforschung, inwieweit sie Hinweise für die lebensweltliche Erforschung von Armut enthalten bzw. ob sie sich für meinen eigenen Zugang adaptieren lassen. Deutlich wird dabei, dass Armut einerseits als ein Mangel an verfügbaren Kapitalien und Handlungsspielräumen bzw. als Fehlen gesellschaftlicher Teilhabe entworfen wird. Als argumentativer Fluchtpunkt dient dafür (zwangsläufig) eine vor allem erwerbsgesellschaftlich verstandene sogenannte Mittelschichtslage. Da es mir allerdings darum geht, Armut als sinnhafte Lebenspraxis zu entwerfen, die eigensinnige Erfahrungen aber auch Haltungen und Orientierungsmuster hervorbringt, bedarf es einer erweiterten Herangehensweise. Für diese gibt es Vorbilder, auf die ich ebenfalls eingehe. Im Anschluss daran entwerfe ich einen eigenen lebensweltanalytischen Ansatz und buchstabiere die grundlagentheoretischen Ausgangsannahmen aus, die hinter dieser Perspektive stehen. Dabei wird der begriffliche Analyseapparat für die Systematisierung der verschiedenen Alltagserfahrungen vorgestellt. Außerdem konturiere ich, wie sich im Kontext der vorgestellten Perspektive mithilfe eines empirischen Ansatzes, der von der rekonstruktiven Analyse von Einzelinterviews und Gruppendiskussionen ausgeht, generalisierte Aussagen zu Armut herleiten lassen. Schließlich diskutiere ich zum Abschluss des ersten Kapitels forschungsethische Belange, die mit Armutsforschungen einhergehen und wie deren Reflexion in das vorliegende Buch eingeflossen sind.

Im *zweiten Kapitel* gehe ich auf den methodischen Zugang ein, der meiner Forschungsarbeit zugrunde liegt. Dabei stelle ich meine auf latente Sinnstrukturen zielende Grundepistemologie vor und begründe, warum dieser Ansatz für die Bearbeitung der in der vorliegenden Arbeit aufgeworfenen Fragestellung geeignet ist. Daran schließen sich Erläuterungen zum verwendeten Sample und die Gestaltung des Feldzugangs an, bei dem die zuvor dargestellten forschungsethischen Erwägungen berücksichtigt wurden. Im Abschnitt zu den verwendeten Erhebungsmethoden beleuchte ich die Verfahren des narrativen Einzelinterviews und der Gruppendiskussion näher. Daran anschließend gehe ich auf die Auswertungsmethode der hermeneutischen Sequenzanalyse ein und zeige, dass sie den erhobenen Datenformen in besonderer Weise entspricht, da sie die Rekonstruktion von latenten Erfahrungsgehalten und Sinngebungen ermöglicht.

Nach diesen Erläuterungen gehe ich zur eigentlichen empirischen Analyse über. Im *dritten Kapitel* stelle ich die spezifische *Zeitlichkeit von Armut* vor. Die Quintessenz dieses Teils ist, dass Armut von einer spezifischen zeitlichen

Erfahrungsweise gekennzeichnet ist. So ist auffällig, dass die Befragten ihr Leben als eine *gedehnte Gegenwart* sehen und sich selbst kaum Handlungs- und Änderungspotenziale für ihre aktuelle Situation zuschreiben. Erkennbar wird das in den Interviews daran, dass den Befragten in unterschiedlichem Ausmaß die Kompetenz abgeht, eine geschlossene, als Prozess angelegte biographische Erzählung von sich selbst zu präsentieren. Stattdessen werden nur Bruchstücke aus dem Lebenslauf genannt und ansonsten das Leben als gleichbleibender Zustand beschrieben. Zurückzuführen ist das darauf, dass sich Personen in Mangel- und Ausschlusslagen in besonderer Weise mit sogenannten erwerbsgesellschaftlichen „Normallebensläufen“ (Kohli 1988) konfrontiert sehen. Diese haben auf sie eine starke normative Wirkung und werden deswegen zum subjektiven Problem für sie, weil sie diesen nicht (mehr) entsprechen können.

Als Ursache dafür, dass dem „Normalverlauf“ nicht entsprochen werden kann, lassen sich a) spezifische Sozialisationsbedingungen ausmachen, durch die ein Teil der Befragten kaum biographische Sicherheiten vermittelt bekommt und Zukunftsentwürfe so erschwert bzw. verunmöglicht werden. Meine Befragten greifen aufgrund dieser negativen Erfahrungen mitunter zu destruktiven Kompensationsstrategien (Drogen, kriminelles Verhalten), die die Wahrnehmung, dass sich die eigenen Lebensumstände nicht verändern lassen, verstärken. Dazu kommen b) Umbruchs- und Krisenerfahrungen, durch die ein bereits begonnener biographischer „Normalverlauf“ zu einem jähen Ende kommt. In den in diesem Kapitel präsentierten Fällen entwickelt sich aufgrund dieser Erfahrungen eine passive bis fatalistische Erfahrungshaltung, die dazu beiträgt, dass den auf die Performanz von Aktivismus und Aspiration zielenden Anforderungen der erwerbsgesellschaftlichen „Normalität“ nicht entsprochen werden kann.

Diese Überlegungen werden auch ins *vierte Kapitel* übertragen, wo ich die *Räumlichkeit von Armut* bearbeite. Erkennbar wird, dass auch in Bezug auf die räumliche Selbstverortung starke normative Erwartungen an den Einzelnen herangetragen werden, durch deren Nichterfüllung meine Befragten Scham empfinden sowie Haltungen des Verhaftetseins und der Aussichtslosigkeit entwickeln – was wiederum bestärkend auf die Ausgangslage rückwirkt. Empirisch drängt sich hier der Bezug zum *Wohnen* als alltägliche Basispraxis auf, die für Personen in Mangel- und Ausschlusslagen bei Weitem nicht die gleiche Selbstverständlichkeit genießt wie für Personen aus besser abgesicherten Lebensumständen. In Anlehnung an Löw (2012) führe ich diesbezüglich zum einen vor, wie bestimmte Wohnviertel, sogenannte *council estates*, sozial abgewertet werden. Dabei wird erkennbar, dass sich deren Bewohnerinnen auch selbst der negativen Stereotype (Kriminalität, Drogen, Gewalt) über diese Viertel bedienen und somit (latent) eine Selbstbeschämung und -bechtigung betreiben. In diesen Praktiken scheinen mithin ein selbstablehnendes Verwiesensein auf die eigene sozialräumliche Herkunft sowie eine Aussichtslosigkeit,

den eigenen Wohnort verlassen zu können, durch. Darüber hinaus gehe ich auf bestimmte Formen der räumlichen Verortung ein, die sich im Material dokumentieren. Besonders mithilfe der Episoden von Wohnungslosigkeit, von denen ein Teil meiner Befragten berichtet, wird ersichtlich, dass bestimmte Selbstverständlichkeiten des Platzierens (bzw. Platziert-Werdens) des eigenen Körpers für Personen in deprivierten Lagen bedroht, wenn nicht gar aufgehoben sind. Erfahrungen der komplexen Derangierung der Alltagsordnung sowie starke Empfindungen der Entwürdigung sind damit verbunden. Zugleich wird aber auch erkennbar, dass Personen, die Episoden der Wohnungslosigkeit erleben, eigene raumbezogene Praktiken und provisorische Formen des Wohnens entwickeln und sich so ihre Lebenslage gestalterisch aneignen. Die Straße als zunächst unbekannter Ort für die Befragten, wird so über geteiltes Wissen und spezifische Konstruktionsleistungen zu einem sinnhaft aufgeladenen Raum. Gleichwohl bleibt, dass sich die Befragten nach den eigenen vier Wänden sehnen und auf der Straße auf die Grundlagen ihrer sozialen Existenz zurückgeworfen sind. Ähnlich wie eine zeitliche Entfaltung im Sinne einer biographischen Prozessstruktur ihnen unmöglich erscheint, ist auch ein Agieren in räumliche Horizonte hinein auf ein Minimum beschränkt. Das räumliche Erleben bezieht sich deshalb meistens ausschließlich auf das Herbeischaffen und Organisieren des zum Überleben Notwendigen. An dieser Stelle sind dann also die physisch-existenziellen Grenzen der gestalterischen Aneignung von abgewerteten Lebensweisen erreicht.

Im *fünften Kapitel* zeige ich schließlich, dass auch auf der Ebene des sozialen Umgangs, wesentliche Armutserfahrungen gemacht werden. Dafür bediene ich mich der sozialen Strukturierung der Lebenswelt die Schütz (Schütz und Luckmann 2003) vorgenommen hat, und untersuche, wie Armut in intimen Wir-Beziehungen, in rollenförmigen Beziehungen mit Vertretern wohlfahrtsstaatlicher Einrichtungen und in anonymen Ihr-Beziehungen erfahren wird. Dabei geht es mir vor allem um den konkreten „sozialen Blick“, den meine Befragten in diesen Beziehungen auf sich gerichtet sehen; um Vergleiche, Bewertungen und Beschämungen, die ihnen im Alltag im unmittelbaren oder mittelbaren Sozialkontakt begegnen – und wie sie damit umgehen. Konkret beleuchte ich zunächst Erfahrungen, die in der Kernfamilie gemacht werden und wie dadurch der soziale Status meiner Befragten zum Thema wird (vgl. auch Erhard 2020). Ich zeige anhand von „Care-Arbeit“ (Hobler et al. 2017, S. 3), die besonders die Mütter in meinem Sample für ihre Kinder leisten, dass sie ihre Einschränkungen und Abwertung vermittelt über ihre Fürsorgeverpflichtungen erfahren. Zugleich bietet ihnen aber auch das Meistern des Haushalts und die Betreuung der Kinder einen Resonanzboden für soziale Anerkennung und Selbstwertgefühl – was wiederum erklärt, weshalb die Gefährdung dessen ein gravierendes Problem für sie darstellt. Analog dazu wird auch ein Vater vorgestellt, der Care-Aufgaben übernimmt, diese aber eher im materiellen Versorgen als in der emotionalen Fürsorge sieht. Hinzu kommen

Erfahrungen, die mit staatlichen Einrichtungen des aktivierenden Wohlfahrtsstaats gemacht werden. Die Befragten erfahren hier vor allem Bevormundung und Kontrolle und erleben sich als hochgradig abhängig und fremdbestimmt von einer Institution. Erbauung und Motivation erhalten sie von dieser Seite nicht. Solche Bedeutungen schreiben sie vielmehr Einrichtungen des sogenannten Dritten Sektors zu, die produktiv mit ihnen an Lösungen arbeiten und passgenaue Jobangebote suchen. Zuletzt gehe ich noch auf Erfahrungen ein, die meine Befragten im Zusammenhang mit anonymen „Zeitgenossen“ (Schütz und Luckmann 2003, S. 116) machen. Hier sind entpersonalisierte „negative Klassifikationen“ (Neckel und Sutterlüty 2008) angesprochen, denen meine Befragten in ihrem Alltag begegnen und die ihre allgemeine gesellschaftliche Satisfaktionsfähigkeit betreffen. Damit sind massenmediale Adressierungen aber auch das allgemeine ‚Reden‘ über ‚Arme‘ gemeint. Diese Formen anonymer Bezugnahmen auf ihr persönliches Lebensschicksal lösen bei meinen Befragten Kränkungen und Selbstanklagen, aber auch Rechtfertigungen und Widerreden aus. Man erhalte nicht die Möglichkeit, die eigene Lebenslage anderen zu vermitteln, weshalb ein falsches Bild von einem gezeichnet werde und man in die Defensive gerate. Daneben ist aber auch zu beobachten, dass die Befragten selbst zu Agenten der Beschämung werden, indem sie anderen in ähnlicher Lage vorwerfen, nur auf der faulen Haut zu liegen.

In allen Analysekapiteln gehe ich auf *Kontrasterfahrungen* ein. Das heißt, es werden gezielt Fälle präsentiert, in denen produktive Lösungen für die jeweiligen erfahrungsdimensionsspezifische Handlungsprobleme gefunden werden. Deutlich wird dabei immer wieder, welche entscheidende Rolle Hilfseinrichtungen spielen (können), die über die unmittelbare existenzielle Unterstützung hinaus ihren Besuchern Angebote zur Reflexion und Bearbeitung struktureller biographischer Probleme machen. Sie zeigen reelle Jobperspektiven auf und helfen, diese zu verfolgen. Sie vermitteln preiswerte Wohnungen und ermöglichen es so, ein eigenständiges Leben zu verfolgen. Auf diese Weise wird für die Befragten auf unterschiedliche Weise ein Kontakt zur erwerbsgesellschaftlichen „Normalität“ hergestellt, die für sie weiterhin eine normative Richtschnur für ein gelungenes Leben darstellt.

Im abschließenden *sechsten Kapitel* rekapituliere ich die Ergebnisse und frage, wie Armut im liberalen Wohlfahrtsstaat (Großbritanniens) hervorgebracht wird. Dafür expliziere ich mehrere Analyseperspektiven, die die einzelnen Auswertungen immer wieder prägen. *Lebenswelttheoretisch* gehe ich darauf ein, dass Armut als fallspezifische Konstellierung von nur analytisch voneinander trennbaren Erfahrungsmustern zu verstehen ist. Erfahrungsdimensionen übergreifend ist dabei erkennbar, dass die Befragten vor die Aufgabe gestellt sind, ihrer sozialen Status zu behaupten, da sie die gesellschaftlich etablierten Anerkennungsmechanismen nicht oder nur bedingt bedienen können. Das leitet zu einer *machttheoretischen* Reflexion der Ergebnisse über. An dieser Stelle gehe ich auf die Konstitutionsbedingungen von Armut im Zu-

sammenhang mit Abwertungspraktiken ein. Dabei wird deutlich, dass die liberalen „gesellschaftlichen Produktionsbedingungen“ (Bourdieu 1991a, S. 330) die Wertigkeit einer Person an bestimmte Performanzen binden, was Personen, die diesen nicht entsprechen können, in die Defensive bringt. Die als Ergebnis festgehaltenen pessimistischen bis fatalistischen Selbst- und Weltwahrnehmungen sowie Selbstbezeichnungen und Abwertungen werden auf diese Weise gesellschaftstheoretisch eingebettet. Außerdem frage ich *milieu-theoretisch*, inwieweit vor diesem Hintergrund Armutserfahrungen kollektivierend wirken. Dabei wird zunächst klar, dass im Marx'schen Sinne kein kollektives Gruppenbewusstsein aus der geteilten deprivierten und abgewerteten Lage erwächst und stattdessen Armut tendenziell vereinzelt wirkt. Interpretiert man „Kollektiv“ allerdings im Sinne Bohnsacks (1989, 2014a), wird eine implizite Vergemeinschaftung meiner Befragten als „Milieu“ erkennbar. Diese Vergemeinschaftung zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sich die darin eingefassten Personen aufgrund von Abwertung und Scham von ihr abgrenzen. Gleichzeitig bleiben sie aber habituell in ihr verhaftet, wogegen sie aufgrund ihrer Erfahrungsstruktur nur schwer ankommen, was mitunter einen Leidensdruck erzeugt.

Abschließend reflektiere ich kritisch die Reichweite meines Samples. Das heißt, ich beleuchte, welche Personengruppen für eine lebensweltliche Untersuchung von Armut interessant gewesen wären, aber in meine Studie nicht eingeflossen sind und welchen Einfluss das auf die angestellten analytischen Folgerungen und Zuspitzungen hat. Zudem greife ich in einem letzten Kapitel auf, welche Leistungen Hilfseinrichtungen für Personen in deprivierten Lebenslagen erbringen, aber auch welche unbeabsichtigten Effekte sie – vor dem Hintergrund der erzielten Ergebnisse – dabei mitunter zeitigen.